

Forschungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung und der Parteien

Autor(en): **Gruner, Erich**

Objektyp: **ReferenceList**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera**

Band (Jahr): **14 (1964)**

Heft 2

PDF erstellt am: **21.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Forschungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung und der Parteien

Von ERICH GRUNER

Die Forschungen zum Thema *Arbeiterbewegung* und *Sozialdemokratie* konzentrieren sich heute auf einige besonders wichtige Themengebiete der Frühzeit, unter anderem auch auf die Geschichte der *Ersten und Zweiten Internationale*. Nur schade, daß sie, wie oft in der Geschichte, so wenig koordiniert sind, daß nicht nur der eine Forscher von seinem Mitinteressenten nichts weiß, sondern ihn vielfach als Konkurrenten betrachtet, dem er nach Möglichkeit die Quellen entzieht!

Julius Braunthal, der ehemalige Sekretär der Zweiten und auch der Dritten (sozialistischen) Internationale legt 1961 den ersten Band seiner *Geschichte der Internationale* vor¹, dem er in sehr naher Zeit den zweiten folgen lassen wird. Der Leser, der weiß, wie unbefriedigend die Geschichte gerade der Ersten Internationale behandelt ist, greift mit großen Erwartungen zu diesem Band, um so mehr als er hört, daß der Autor als erster in die bisher unpublizierten Protokolle der Sitzungen des Generalrates hat Einsicht nehmen können und daß er sich auf bisher unveröffentlichte Spezialuntersuchungen wie die Dissertation von *Morgan, The German Social Democrats and the First International*, hat stützen können. Um es vorwegzunehmen: wir sind froh, in diesem Buch eine gemeinverständliche, in sich geschlossene Darstellung eines Gegenstandes zu finden, über den es in knappen Zügen nichts Zusammenfassendes gab. Aber die bestehenden Lücken sind für den Wissenschaftler nicht voll befriedigend ausgefüllt. Braunthal zieht nämlich aus seiner quellenmäßigen Vorzugsstellung keineswegs die erwarteten Vorteile, sondern folgt weitgehend den alten, ausgefahrenen Geleisen, das heißt zur Hauptsache Darstellungen, die vor 50 und mehr Jahren verfaßt worden sind, so Jaeckh, Mehring, Nettlau, Rudolf Meyer (1874!). Wohl erscheinen im Literaturverzeichnis auch modernere Werke von Stekloff, Valiani und Cole; aber die Darstellung zeugt nicht von deren intensiven Benützung. Ferner ist dem Autor manch modernes Werk scheinbar überhaupt unbekannt: so Antony Babels Darstellung der Internationalen in Genf von 1864 bis 1870, Rjazanow, A. Müller-Lehning, Patricia von der Esch, die 3 Bände Marxismusstudien, Gerhart A. Ritter und viel anderes mehr. Nicht benützen konnte er leider den 1962 von *J. Freymond* u. a. herausgegebenen *Recueil de documents La première Internationale*, obschon er wohl von diesem Parallelunternehmen Kenntnis haben mußte, da Freymond offenbar Braunthal meint, wenn er in seiner Einleitung davon berichtet, daß ihm eine Veröffentlichung der Generalrats-

¹ JULIUS BRAUNTHAL, *Geschichte der Internationale*. Bd. 1. J. H. W. Dietz Nachfolger, Hannover 1961, 403 S.

protokolle unmöglich gemacht worden sei. «L'étude de l'histoire du mouvement ouvrier contemporain», so schreibt Freymond auf S. XXIX, «n'est pas ouverte à tous les chercheurs. Certains de ses spécialistes se sont érigés en gardiens jaloux des trésors qui leur avaient été confiés. La porte qu'ils entrebailent ne s'ouvre plus largement qu'à ceux qui auront montré patte blanche. A cette réserve politique s'ajoute parfois le désir bien légitime d'exploiter un jour soi-même les archives qu'on a sous la main.» Man möchte wünschen, es herrschte auch in den Gefilden der Internationalen dieselbe liberale Archivpraxis wie bei der schweizerischen sozialdemokratischen Partei und beim Schweizerischen Gewerkschaftsbund, besonders auch deshalb, weil ja wertvolles schweizerisches Material, meist staubbedeckt, in diesen «internationalen Verließen» schlummert. So verfügt zum Beispiel Herr Braunthal persönlich über die Akten von Zimmerwald und Kienthal, die er direkt von Robert Grimm in Empfang genommen hat. Wie fruchtbar wäre die Zusammenarbeit, wenn umgekehrt Herr Braunthal nicht schreiben müßte: «Ein Protokoll des Lausanner Kongresses von 1867 war unauffindbar», sondern mit Herrn Freymond zusammengearbeitet hätte, der es in seinem Recueil publiziert hat. Diese etwas lange *quellenkritische Einleitung* war nötig, weil das für manche Leute scheinbar so amüsante Versteckspiel mit Quellen ja auch in anderen Fällen die historische Forschung auf Schritt und Tritt behindert.

Auch im Falle von Braunthal wirkt sich diese Haltung zu den Quellen nachteilig aus. Es ist aber anzuerkennen, daß Braunthal, rein darstellerisch gesehen, etwas Gutes bietet, indem er die Entwicklung des gesamten Sozialismus im Spiegel der internationalen Beziehungen durchaus eigenartig konzipiert. Er verbindet einleuchtend die drei Sektoren: Ideengeschichte, nationale Parteien und internationale Verbindungslinien. So entstehen abgerundete Kapitel über die einzelnen nationalen sozialistischen Parteien, die dem, der sich rasch orientieren will, eine gute erste Übersicht gewähren. Freilich sind auch sie nicht frei von Fehlern. So leitete Greulich in den siebziger Jahren nicht ein «Tagblatt», sondern eine «Tagwacht», und Albert Steck gründete 1888 seine ausgesprochen *nationale* sozialdemokratische Partei nicht auf dem «Deutschen Arbeiterverein», überhaupt nicht auf Vereinen, sondern auf Einzelmitgliedern. Am besten sind wohl die Abschnitte geraten, in denen Braunthal die großen *Prinzipienkämpfe* im Schoße der *Zweiten Internationale* behandelt: den Gegensatz zwischen Reformismus und Orthodoxie die Generalstreiksdebatte, die Kolonialfrage und die Einstellung zum Krieg. Obschon der Verfasser persönlich noch am Stuttgarter Kongreß von 1907 teilgenommen hat und diese Zeit also auch aus der Perspektive des unmittelbar Erlebenden gestaltet, so verteilt er doch Licht und Schatten auf eine bemerkenswert objektive Weise.

Anders seine Haltung zu den Differenzen zwischen *Proudhon*, *Bakunin* und *Marx* innerhalb der *Ersten Internationale*, wo er ganz einseitig zugunsten von Marx plädiert. So orientiert uns zum Beispiel B. nie genau über

die Vorgänge bei der Bereinigung der Statuten, bekümmert sich also überhaupt nicht um die Textgeschichte. Er stellt sich ganz einfach auf den Boden von Marx, der in seinem Brief an Bolte die Internationale völlig einseitig als Kampf des Generalrates gegen die Sekten schildert, indem er seinen eigenen Standort von vornherein als den einzig richtigen betrachtet. Wie ganz anders Freymond: «Si le marxisme finit par s'imposer, c'est tout autant, si ce n'est plus encore, à l'habileté manœuvrière de Marx et son sens tactique qu'il le doit qu'à son contenu doctrinal» (S. XXI). Von all dem vernimmt der Leser nichts, weder von der Art, wie Marx Proudhon ganz bewußt 1868 in Brüssel «erledigen» läßt, noch von der gemeinen Verfemung Bakunins, ohne die M. diesen Geistesriesen nicht hätte mundtot machen können, und die ihn selbst von seinen intimen Freunden Eccarius und Jung getrennt hat. Es fehlt jeder Hinweis darauf, *wieso* Marx den entscheidenden Kongreß, an dem Bakunin ausgeschlossen wurde, nach Haag verlegte und wie er sich Mandate erschwand, um die Mehrheit zu gewinnen. B. stellt scheinbar objektiv fest: «Bakunin war nicht erschienen. Seine Sache vertrat Guillaume.» Bakunin wird übrigens zum reinsten Blanquisten gestempelt. Und doch hätten sich alle diese Manöver leicht aus dem Briefwechsel Marxens belegen lassen, zum Beispiel durch die «Confidentielle Mitteilung» vom 28. März 1870. Wie treffend haben doch die Anhänger Bakunins die heute leider nur allzu bekannte Form der Marxschen «Diktatur des Proletariates» schon auf dem Haager Kongreß vorausgesehen: «L'état populaire aura besoin pour se maintenir de faire appel aux forces réactionnaires qui sont les alliées naturelles de l'autorité: l'armée, la diplomatie, la guerre, la centralisation de tous les pouvoirs, qui empêche la liberté et l'initiative des individus et des groupes de se produire et de se manifester» (zitiert b. Freymond S. XXVII f.).

Dieser *Zweikampf* von *Marx und Bakunin* wird im einzelnen nun in einer sehr bemerkenswerten Neuerscheinung auf eine wissenschaftlich schöne und zugleich fesselnde Weise, wenngleich auch nicht «sine ira et studio» analysiert. Der federgewandte Schweizer Soziologe *Rolf R. Bigler*, der sich inzwischen auch noch durch seine soziologische Untersuchung des schweizerischen Soldatentums einen Namen gemacht hat, untersucht nämlich die obige Frage in einem allerdings weiter gespannten Rahmen, in einer von René König und Theodor Schieder betreuten Kölner Dissertation. Sie ist betitelt: *Der libertäre Sozialismus in der Westschweiz. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte und Deutung des Anarchismus*². Bigler setzt sich das Ziel, das Wesen und die Wurzeln des jurassischen Anarchismus auf neue Weise freizulegen, indem er einesteils diese wichtige soziale Bewegung in ihrer internationalen Bedeutung neu würdigt, andernteils versucht, ihre Eigenständigkeit, gerade auch gegenüber Bakunin, zu beweisen und damit

² R. BIGLER, *Der libertäre Sozialismus in der Westschweiz*. Kiepenheuer & Witsch, Köln 1963, 343 S.

auch ihre eigenartige Stellung im schweizerischen Sozialismus zu umreißen. Obschon man der Biglerschen Arbeit vor allem wegen des teilweise polemischen und die Untersuchungen anderer Forscher immer leicht herabmindernden Stils nicht restlos froh werden kann, so wird doch dem Leser schon sehr bald klar, daß er es hier mit einem Werk zu tun hat, das bezüglich der Weite des Horizonts, der Tiefe gedanklicher Durchdringung und der Prägnanz seiner Formulierungen die Qualifikation vorzüglich verdient. Als Mangel empfinden wir es, daß nicht alle Aspekte des jurassischen Anarchismus befriedigend erfaßt werden. So wird die rein *gewerkschaftliche* Seite vernachlässigt und auch der Vergleich mit dem französischen Anarchosyndikalismus überspannt. Nicht durchwegs befriedigend ist ferner die Literatur- und Quellenbenützung. Doch soll die der folgenden Rezension innewohnende Kritik im Sinne eines die Forschung weiterführenden Gesprächs aufgefaßt werden.

Bigler stellt den *libertären Sozialismus* der Westschweiz zunächst in den *Rahmen der schweizerischen und internationalen Arbeiterbewegung*, schildert die Art seiner Verbindung mit Bakunin, seinen Kampf mit Marx und dem Generalrat der Ersten Internationalen in London und die damit verbundene Spaltung in der Westschweiz, dann die weltweite Tätigkeit der *Fédération jurassienne* als Kerntruppe der *antiautoritären, autonomistischen Internationale* seit 1872 und ihr schließliches Ende. Wer Braunthals Verdunkelung Bakunins kennt, der wird jede Darstellung begrüßen, welche Licht und Schatten zwischen Marx und der antiautoritären Internationale besser verteilt und damit die fortgesetzte Legendenbildung bekämpft. Freilich hätte man von Bigler erwartet, daß er nun selber auch die neueste Literatur zur Ersten Internationale in ihrer Gesamtheit konsultiert hätte (Babel, Stekloff, Valiani, Cole, Müller-Lehning, Rjazanow und vor allem eben auch Freymonds *Récueil*, ja auch Braunthals Werk). Diese Vernachlässigung läßt sich wohl dadurch erklären, daß es Bigler im Grunde weniger um diese politische Auseinandersetzung als um eine *neue Wesensbestimmung* des westschweizerischen Anarchismus geht.

Sein Wesen ist uns vornehmlich aus den Werken von *J. Ragaz* und *Ch. Thomann* bekannt. Thomann leitet ihn in seinem «*Mouvement anarchiste dans les Montagnes neuchâtelaises et le Jura bernois*» (La Chaux-de-Fonds 1947) ausschließlich von Bakunin her, ohne sich stark um die Genese dieses einzigartigen Sozialistentypus zu bekümmern. Auf S. 29 deutet er zwar an, daß auch *James Guillaume* als Vater des Anarchismus in Frage komme und feiert ihn S. 74 sogar als den Stifter der antiautoritären Internationale. Doch läßt seine chronologisch-annalistische Methode eine klare Linienführung vermissen. Bigler aber kann nun ziemlich schlüssig nachweisen, daß der libertäre Sozialismus seinen eigenartigen, von James Guillaume vorgezeichneten Weg schon gefunden hatte, *bevor* Bakunin mit den Westschweizern Fühlung nahm. Ungelöst bleibt dabei freilich der Widerspruch, wieso Bakunins Besuch bei Guillaume im Februar 1868 (!) (vgl.

S. 71) noch keine Wirkung gehabt haben kann. Trotzdem kann man Biglers Satz zustimmen: «Was Bakunin damals beitrug, war nicht Leitung; es war bestenfalls eine Anleitung» (S. 74).

Den jurassischen Anarchismus versteht Bigler als «besondere Art des Bewußtseins und des Handelns» (S. 134). Seine erste prägnante Ausdrucksweise findet er nach Bigler im sogenannten «*Sonvillier-Zirkular*», das heißt der Verteidigungsschrift der Jurassier gegen Marx und den Generalrat vom November 1871. Als seine wesentlichsten Züge erscheinen der *Elektoralabstentionismus* und, davon abgeleitet, die Ablehnung des herrschaftlichen Zwangs- und Herrschaftsverbandes, aber ebenso das dazugehörige Gegenstück, die Intensivierung des gewerkschaftlichen Lebens, das dem Volke die Nutzlosigkeit des Staates leicht verständlich mache; ferner das Bekenntnis zur Autonomie der Sektionen innerhalb der internationalen Arbeiterbewegung oder, positiv ausgedrückt, das Bekenntnis zu bloß regionalen Organisationseinheiten, wie sie die *Fédération jurassienne* darstellt. Die Idee von *Guillaumes* Primat im libertären Sozialismus stammt, wie schon Thomann (S. 29) andeutet, aus *Brupbachers* Werk «Marx und Bakunin», wo dieser S. 56 schreibt: «Der Traum einer staatenlosen Gesellschaft, wo es keine Regierung und keine Konstitutionen mehr gäbe... , hatte sich aus innerer Entwicklung und äußerer Erfahrung in Guillaume geformt, bevor er mit Bakunin bekannt wurde.» Bigler ist der Gefahr nicht ganz entgangen, seine Beweisführung mit dieser Linienführung möglichst in Übereinklang zu bringen; mit andern Worten: er vertraut sich in der Darstellung der Vorgänge allzu weitgehend — freilich nicht kritiklos — der Führung *Brupbachers* und *Gaillaumes* an. Seine Argumentation stützt sich fast ausschließlich auf *Guillaumes* Geschichte der Internationale (*L'Internationale, Documents et Souvenirs, 1864—1878, 4 Bände, Paris 1905—1910*) und weicht dem *Studium der Originalquellen* allzu sehr aus. So hätte das «*Bulletin de la Fédération jurassienne*» von 1872—1878 in vermehrtem Maße herangezogen werden müssen. Dieses ist nämlich nicht nur im Musée social in Paris zu finden, sondern auch im Archiv des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes, der übrigens auch Originalprotokolle jurassischer Gewerkschaften und Hilfskassen besitzt, die bis ins Jahr 1842 zurückreichen.

Biglers Hauptanliegen geht dahin, zu beweisen, die «jurassische *anarchistische Ideologie* sei *Eigengewächs jener Region*», das heißt «der Frage-Antrieb ging direkt vom Erleben der jurassischen Internationale aus». In einem gut geratenen Schlußkapitel geht Bigler der Frage nach, ob nicht der libertäre Sozialismus, der sich nie aus seiner «lokal regionalen Verhaftung» zu lösen vermocht habe, auf die «besondere wirtschaftliche oder... die soziologische Verfassung jener regionalen Bevölkerungsgruppe» zurückzuführen sei (S. 228). Er sieht die Gründe vorwiegend in der typischen Betriebsform des freiheitlichen *Ateliers*, ferner in der Tatsache, daß die Existenz der Jurabewohner ausschließlich an Wohl und Wehe der höchst krisenempfindlichen Uhrenindustrie gebunden sei, daß man also vom damaligen

wirtschaftsliberalen Staat ohnehin nichts haben erwarten können und sich darum nicht politisch, sondern rein wirtschaftlich orientiert haben. Diese Einzigartigkeit der jurassischen Situation wird durch einen Vergleich mit derjenigen der *Genfer* Uhrenarbeiter erhärtet, die ja in betontem Gegensatz zu den Jurassiern standen, unter anderem aber auch deshalb, weil sie eine Lösung ihrer Probleme in der politischen Tätigkeit, das heißt in der Allianz mit den Genfer Radikalen sahen (Spaltung der *Fédération romande*.)

So einleuchtend dieser Schluß auf den ersten Blick auch ist, er erscheint doch zu wenig begründet, und zwar sowohl politisch wie wirtschaftlich. Betrachten wir zunächst das *Politische*. Bigler bezeichnet den *Elektoral-Abstentionalismus* (S. 97/98) als Kernstück der jurassischen Ideologie. Mit Thomann (S. 22) führt er ihn zurück auf Mißerfolge in der anarchistisch-radikalen Wahlallianz in Le Locle im Jahre 1868. Man kann nun aber wirklich einen so eminenten Grundzug nicht derart monokausal erklären, das heißt aus einem Einzelfall ableiten. Wie will man denn zum Beispiel den für den französischen Anarchismus und Anarchosyndikalismus ebenso typischen Apolitismus erklären? Um hier zu brauchbaren Schlüssen zu kommen, müßte vorerst das *politische Leben* (*Wahlssystem, Parteienverhältnisse etc.*) als Ganzes genau analysiert werden. Dann wäre zum Beispiel ersichtlich, daß die Genfer Uhrenmacher im dortigen Zweiparteiensystem als Zünglein an der Waage sinnvoll Allianzen mit der einen der in der Macht alternierenden Parteien eingehen konnten und es auch später immer wieder gemacht haben, mit der Folge, daß sie den nicht befriedigten Teil der Arbeiterschaft in den Linksextremismus trieben (Generalstreiks von 1898 und 1902, Kommunisten etc.). Ähnliches versuchte auch *Coullery* in La Chaux-de-Fonds, als er eine Allianz mit den *Liberalen*, also der politischen Rechten, einging. Aber im Gegensatz zu Genf waren die *Liberalen* im *Neuenburgischen* mit dem Odium des Royalistenaufstandes belastet und konnten sich nie zu einer respektablen Gegenkraft entwickeln. Die Radikalen führten praktisch — wie übrigens damals auch im Kanton Bern — eine Alleinherrschaft, und zwar eine sozialfortschrittliche. Sie hatten den Ehrgeiz, eine von ihr getrennte Arbeiterbewegung überflüssig zu machen und versuchten darum, die Internationale unter ihre Fittiche zu nehmen. So war der bekannte radikale jurassische Politiker *Pierre Jolissaint* Präsident der Sektion der Internationalen von St. Imier, und der radikale Waadtländer L. Ruchonnet nahm am Lausanner Kongreß der Ersten Internationalen von 1867 teil. Das Präsidium der sozial fortschrittlichen linksradikalen Parteigruppe, der «*Helvetia*», der Ruchonnet und Jolissaint angehörte, befand sich 1868—1870 in La Chaux-de-Fonds und suchte wie andernorts den Abfall der Arbeiterschaft ins sozialistische Lager *coûte que coûte* zu verhindern. Bigler hätte mit Vorteil die radikale Presse der Juraberge konsultiert und hätte daraus nicht nur für den politischen Aspekt des Anarchismus unentbehrliche Auskünfte erhalten. So hätte man anhand der Presse auch analysieren können, ob, wie B. ohne Beweis einfach behauptet, die Uhrenarbeiter 1877 tatsäch-

lich das Fabrikgesetz abgelehnt haben. Das Neuenburger Volk als Ganzes hat jedenfalls das Gesetz mit 4913 gegen 2898 Stimmen angenommen, während es zum Beispiel in Genf mit 3203 Ja gegen 4197 Nein verworfen wurde! Daß sich die Neuenburger Uhrenarbeiter im Hinblick auf ihre kleinbetrieblichen Ateliers nichts aus dem staatlichen Fabrikarbeiterschutz gemacht hätten, wird jedenfalls dadurch widerlegt, daß 13 Jahre später der linksradikale spätere Bundesrat Comtesse die Ausdehnung des Fabrikgesetzes auf die Kleinbetriebe gefordert hat.

Und nun der *wirtschaftliche Aspekt* des libertären Sozialismus! Bei der Spaltung der «Fédération Romande» im April 1870 wurde von den Jurasen betont: «de porter toute leur activité sur la constitution fédérative des corps de métier, seul moyen d'assurer le succès de la révolution sociale... Cette fédération est la véritable Représentation du Travail, qui doit avoir lieu absolument en dehors des gouvernements politiques» (S. 93/94). Das Pendant zum Apolitismus ist also das Bekenntnis zur *gewerkschaftlichen Tätigkeit*. Der Schlüssel zum Verständnis des libertären Sozialismus muß also ebensowohl hier, wenn nicht in erster Linie hier und nicht vorzüglich in der Region der theoretischen Kämpfe eines Guillaume gesucht werden. Doch gerade diesen Aspekt vernachlässigt nun Bigler, offenbar aus einer gewissen Verachtung für dieses undramatische Geschehen des «wirtschaftlichen Unterbaus!» Zwar rückt auch nach ihm vom Jahre 1873 an «die Entfaltung des syndikalistischen Kampfes an die erste Stelle» (S. 156). Doch interessieren ihn die gewerkschaftlichen Leistungen und Erfolge recht wenig, und er spöttelt über «die ordentliche, im übrigen uninteressante Chronik über diese Phase bei Thomann» (S. 306). Thomann geht nämlich recht systematisch auf die gewerkschaftlichen Aktionen der Jurassier ein, schildert zum Beispiel die Streiks und zeigt, welche tatsächliche Funktion die von Bigler erwähnten, aber in ihrer Bedeutung verkannten *Widerstandskassen* und Produktionsgenossenschaften gehabt haben: «L'atelier coopératif de gravure et de guillochage... au Locle... resta l'exemple le plus classique de la coopération libertaire; jusqu'en 1875 il fut considéré comme l'un des principaux foyers de la résistance antiautoritaire. Les statuts de ce groupement professionnel, élaborés par Auguste Spichiger, ...sont devenus un document anarchiste de la plus haute valeur» (S. 35). Daß Bigler die «sociétés de résistance» als Sonderformen von Gewerkschaften bezeichnet oder anderswo direkt die gewerkschaftlichen mit «parasyndikalistischen» Gewerkschaften gleichsetzt, beweist, wie wenig er sich der gewerkschaftlichen Seite des Anarchismus angenommen hat.

Die jurassischen *Uhrenarbeiter-Gewerkschaften*, die übrigens zum Teil seit den vierziger Jahren durch einen Freizügigkeitsvertrag mit den Genfer Kollegen verbunden sind, haben ebensowohl ein *friedliches* wie ein *kämpferisches Gesicht*, und zwar in zweifacher Hinsicht. Sie sind erstens gleichzeitig Unterstützungsvereine und kämpferischstreikende Gewerkschaften. «Les caisses de maladie étaient tour à tour le berceau et le tombeau des premiers

groupements ouvriers» (GrosPierre, S. 26). Und sie stehen zweitens in einem Doppelverhältnis zu den Patrons, mit denen sie sowohl friedlich Kollektivverträge abschließen als kriegerisch-kollektiv im Streik verkehren. Fritz Scheurer spricht vom Streik als dem «corollaire» des Kollektivvertrages. Was die beiden Sozialpartner und auch die Arbeiter unter sich immer wieder neu zusammenschweißt, das ist die äußerst große *Krisenanfälligkeit der Uhrenindustrie* mit ihren Überproduktionskrisen, die abgesehen vom stokkenden Absatz nicht zum geringsten dadurch hervorgerufen werden, daß sich in der kleinbetrieblich strukturierten Uhrenindustrie der Tüchtige im Konjunkturaufschwung leicht zum Patron aufschwingen kann, sich aber im Abschwung nur durch hemmungslose Preisunterbietung und mithin auch Lohnunterbietung halten kann. Kollektive Verträge nehmen deshalb schon früh den Charakter von Exklusivverträgen an, in denen Arbeiter und Arbeitgeber sich gegenseitig Tariflöhne und -preise garantieren, indem gewerkschaftliche Arbeiter nur in kartellierten Ateliers arbeiten und die kartellierten Unternehmer nur organisierte Arbeiter annehmen. Das A und O dieser gewerkschaftlichen Tätigkeit ist also die *Zügelung der freien Konkurrenz*; und genau *dieses* Ziel schwebt dem libertären Sozialismus mit seinem kollektivistischen «Traumland» vor: durch geeignete Organisation die endogenen, das heißt durch die hemmungslose freie Konkurrenz bedingten Krisenursachen ein für alle Male zu beseitigen. Mit Recht bezeichnet deshalb Thomann la *coopération libertaire* als einen zentralen Punkt im anarchistischen Programm. Betrachtet man den Anarchismus von *dieser* Seite, dann erscheint einem das spätere Einschwenken des führenden Anarchisten und Internationalen Adhémar Schwyzguébel auf die reformistische Linie Hermann Greulichs nicht mehr als unerklärlicher Bruch in der Entwicklung, sondern als eine Gewichtsverlagerung in den Methoden.

Zu seiner einseitig ideengeschichtlichen, ja doktrinären Deutung des Anarchismus wird Bigler unter anderem wohl auch deshalb veranlaßt worden sein, weil er dem *libertären* Sozialismus eine über die Zeit der Ersten Internationale hinausreichende weltgeschichtliche Rolle zuordnen möchte, nämlich als eigentlichen *Befruchter* des *französischen Anarchosyndikalismus* des 20. Jahrhunderts. Ein solches Unterfangen, das ein genaues Studium dieser weitverzweigten und weltweiten, nach England, Amerika und selbst Australien ausstrahlenden Bewegung voraussetzt, also eine ganz neue Untersuchung verlangt, mußte den Rahmen einer Einzeluntersuchung von vornherein sprengen. So konnte denn Bigler sein Ziel nur um den Preis einer Vergewaltigung des libertären Sozialismus erreichen. Er will zum Beispiel die syndikalistische Praxis der Jurassier als Wiege der späteren «action directe» erkennen und muß zu diesem Zwecke dem Syndikalismus eines Schwyzguébel Züge der Klassenkampfideologie von Karl Marx aufpfropfen! Außer dem politischen gibt es aber auch einen rein wirtschaftlichen, das heißt *gewerkschaftlichen Klassenkampf*, basierend auf dem Bewußtsein eines Gegensatzes zwischen organisierten Arbeitern und organisierten

Arbeitgebern. A. Babel hat in seiner Untersuchung über die Wirkungen der Ersten Internationale in Genf schlüssig nachgewiesen, daß die großen Streiks in Genf von 1868—1870 in der *gesamten* Arbeiterschaft ein Solidaritäts- oder Klassenbewußtsein geschaffen haben, das sozusagen quer durch die politisch uneinheitlich denkende Arbeiterschaft hindurchgeht. Es ist dasselbe wirtschaftlich bedingte Klassenbewußtsein, das zum Beispiel auch die Glarner Arbeiter beseelt, wenn sie 1864 und 1872 in der Landsgemeinde den 12- und dann den 11-Studentag gegen die Unternehmer durchsetzen, ohne auch nur im geringsten daran zu denken, eine sozialistische Partei zu bilden. Von Genf und Glarus unterscheidet sich der Jura nur dadurch, daß sich dort gerade die *Schweizer* frühzeitig vom Radikalismus absetzen und ein politisches, antipatriotisches Klassenbewußtsein entwickeln, das anderswo erst in den 90er Jahren entsteht. Am signifikantesten geschieht dies 1892/93, da der Grütliverein sich offiziell zum Sozialismus bekennt, nicht etwa zur «sozialen Frage», wie Bigler fälschlicherweise behauptet. Dieses tat er schon zur Zeit der Ersten Internationale! Bigler nimmt es übrigens mit den Fakten der Geschichte der schweizerischen Arbeiterbewegung auch anderswo nicht besonders genau. Bürkli ist nicht politischer Anarchist (S. 24), Greulich darf seit Biellers Dissertation über Albert Steck nicht mehr als «Vater der schweizerischen Sozialdemokratie» bezeichnet werden; Coullerys Reformverein hat sicher 1854 nicht die konservative Berner Regierung gestürzt; Constant Meuron kann sein Adelsprädikat nicht ablegen und als «Renegat seines Standes» bezeichnet werden, ganz einfach weil er nicht der geadelten Neuenburger Familie angehört. Die deutschschweizerischen Sektionen der Ersten Internationalen waren nicht flügel-lahm, sonst wäre zum Beispiel die Basler Sektion 1868/69 nicht in einen klassenkampfähnlichen Streik verwickelt worden. Der Arbeiterbund wird nicht 1870, sondern 1873 gegründet. Der Anarchosyndikalismus hat im 20. Jahrhundert in der Schweiz ein sehr starkes Echo ausgelöst, freilich nicht mehr im Jura, sondern unter anderm am Genfersee (Generalstreiks in Genf und im Waadtland 1902 und 1907) etc. Wo Bigler bei andern Fehler entdeckt, teilt er nicht ungerne scharfe Zensuren aus, so wenn er (S. 267) vom «pfuschenden marxistischen Historiker» spricht.

In Bigler verbinden sich zwei Eigenschaften, die sich in seinem Werke nicht immer die Waage halten: die des geschickt kombinierenden Wissenschaftlers und die des brillant formulierenden Schriftstellers. Sein Werk leidet überall dort an Ausgeglichenheit, wo das Temperament des Schriftstellers den ruhig abwägenden Historiker zum Schweigen verurteilt. Das Abgleiten des Schriftstellers in üblen Journalismus, wie dort, wo Bigler die Bewegung des «Jura libre» und «die Schaffung eines neuen jurassischen Kantons durch die Ablösung jurassischer Gebietsteile von den benachbarten Kantonen Bern und Neuenburg» in phantasievoller Weise mit dem jurassischen Anarchismus in Zusammenhang bringt, bleibt glücklicherweise eine Ausnahme. Als Ganzes gesehen stellt Biglers Werk einen Markstein in der Erforschung

der schweizerischen Arbeiterbewegung dar, gerade weil es zum Widerspruch herausfordert, weil es so temperamentvoll für eine neue Sicht eintritt, kurz und gut, weil es die Forschung befruchtet.

Eine Fortsetzung von Braunthals Werk über die Erste und Zweite Internationale gibt Günther Nollau mit seiner Darstellung: *Die Internationale, Wurzeln und Erscheinungsformen des proletarischen Internationalismus*³. Der Verfasser gibt einen kurzen, zum Teil allzu summarischen Überblick über die beiden ersten Internationalen. Sein Hauptinteresse gilt der *Komintern*. Dieser Teil ist der befriedigendste des Werkes, das übrigens mit einem reichen Anmerkungs- und Literaturapparat ausgestattet ist. Nollau streut in seinen Text sehr große Partien von Quellen ein. Man hätte es vorgezogen, wenn er den Text weniger damit belastet und dafür den bestehenden Quellenanhang ausgedehnt hätte. Am originellsten ist der Abschnitt über *Organisation und Arbeitsweise der Komintern* (S. 104—150). Hier wird gezeigt, wie weit sowjetischer Imperialismus in internationalem Gewand das Leben *total* erfassen wollte (Gewerkschaften, Jugend, Frauen, Schulen, Universitäten etc.). Der letzte Teil, der vom proletarischen Internationalismus nach Stalins Tod handelt, leidet, vom heutigen Standort aus gesehen, unter der damaligen mangelnden Distanz von den Ereignissen.

In die *Frühzeit der deutschen, aber auch der schweizerischen Arbeiterbewegung* führt das Werk von Wolfgang Schieder: *Anfänge der deutschen Arbeiterbewegung*^{3a}. Um es gleich vorwegzunehmen: diese Heidelberger Dissertation verdient nicht nur die Qualifikation sehr gut, sondern hervorragend. Schieder verarbeitet in seinem stattlichen Werk mit Souveränität eine schwer zu bewältigende Stoffmasse nicht nur zu einem geschlossenen Ganzen, sondern auch zu einem anschaulich geschriebenen, anregenden und manche neuen Erkenntnisse vermittelnden Werk, das dem Schweizer Leser um so wertvoller ist, als es auch auf unsere Geschichte neues Licht wirft. Zwar kann sich Schieder auf Otto Bruggers «Geschichte der deutschen Handwerkervereine in der Schweiz» stützen und auch aus den Arbeiten anderer Schweizer Autoren zehren, wie etwa denen Hans Gustav Kellers. Neu ist jedoch, daß er die Aktivität der Deutschen in der Schweiz in den größeren internationalen Rahmen hineinstellt und so die deutsche Arbeiterbewegung als *Einheit* darzustellen vermag. Dies tut er nicht nur chronologisch und ereignisgeschichtlich, indem er zum Beispiel die Wechselwirkungen zwischen Paris, London und der Schweiz herausarbeitet, sondern auch *strukturgeschichtlich*, indem er die soziale Schichtung, die Formen der Organisation und der Propaganda behandelt. Der dritte Teil ist dem *Ideologischen* gewidmet.

³ GÜNTHER NOLLAU, *Die Internationale, Wurzeln und Erscheinungsformen des proletarischen Internationalismus*. Verlag für Politik und Wirtschaft, Köln 1959.

^{3a} WOLFGANG SCHIEDER, *Anfänge der deutschen Arbeiterbewegung. Die Auslandsvereine im Jahrzehnt der Julirevolution von 1830*. Industrielle Welt, Band 4, Schriftenreihe des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte, hg. von W. Conze, Verlag Ernst Klett, Stuttgart 1963, 360 S.

Schieder erweckt Bewunderung durch die maximale Ausschöpfung eines äußerst verschiedenartigen Quellenmaterials, das von verzettelten statistischen Angaben, Statuten, Liedern und Flugschriften über alle einschlägigen Publikationen der damaligen Zeit bis zu Polizeiakten und ähnlichem geht, das aber nie um seiner selbst willen ausgebreitet wird. Es ist kein Vorwurf, wenn wir fragen, ob nicht manche Erhellung über die psychisch-materielle Seite der Handwerksgehlenexistenz in der Schweiz noch schärfer aus Gotthelfs «Handwerksgehlen», der anfangs der vierziger Jahre konzipiert wurde, zu gewinnen gewesen wäre. Es wäre ebenso möglich gewesen, den Verbindungen zwischen Schweizern und Deutschen besonders in der welschen Schweiz (Kehrwand, Eytel, Druey), dann etwa von August Becker, Froebel und Treichler in Zürich, etwas genauer nachzugehen, wie dies zum Beispiel für den «Weitlingianer» Rudolf Sutermeister geschehen ist.

Schieder bemüht sich zunächst, den Begriff «Arbeiterbewegung» abzuklären und kommt zu dem einleuchtenden Schluß, daß gerade in der Anwendung dieses Begriffs durch die Gehlen die Wendung zu etwas Neuem beschlossen liege, da der damit für «unselbständige Handarbeiter» angewendete Sammelbegriff «Arbeiter» bereits eine Art politisches Programm darstelle. Die Frage, wie die *Intelligenz* und die *Gehlen* in dieser Bewegung zusammengearbeitet hätten, ist ein Hauptthema des *strukturgeschichtlichen Teils*, in dem nicht nur bisher unbekannte Aspekte über die Zahl, die wirtschaftliche und soziale Lage beider Gruppen mitgeteilt werden, sondern auch anhand von *Biographien* eine Typologie der Führer und sozialen Schichtung gegeben wird. Der Schlußteil dient der bisher noch allzuwenig abgeklärten Abgrenzung von *Demokratie* und *Sozial-demokratie*. Hier wird etwa nach dem Einfluß der französischen und britischen Frühsozialisten gefragt. Die Theorien einzelner Führer, wie Venedy, Schuster und J. G. A. Wirth, der Vater Max Wirths, zeugen deutlich davon, daß das revolutionäre Element meist *politisch* war (Postulat der Demokratie), während sich der Sozialismus auf die Forderung einer Art von Existenzsicherung beschränkte. Im Zentrum des Gehlen-Denkens steht aber ein religiöses *Erlösungsbedürfnis*, wie der starke Einfluß Lamennais' beweist, so daß Schieder mit Recht von einem *religiösen Sozialismus* spricht. Als Kernstück erscheint hier die neue Interpretation der Gedankenwelt des ersten «deutschen Sozialisten», *Wilhelm Weitling*, dessen Geisteswelt seit dem Kommunismusbericht Bluntschlis unzählige sich widersprechende Deutungen über sich ergehen lassen mußte. Schieder stellt die These auf, daß Weitlings Übergang von einem echten religiösen Sozialismus, in dem selbst der Aufruf zur Gewalt von Christi Aufforderung hergeleitet wird, das Schwert zu ergreifen, und der in Verbindung mit der «Kommunion» als Kommunismus gesehen wird, zu einem rationalen, naturrechtlich begründeten, höchstens noch aus Propagandagründen religiös eingekleideten revolutionärem Programm, als paradigmatisch gelten könne für den quasi-religiösen Kern aller modernen sozialen Heilslehren. Man wird dieser Ansicht wohl nur dann zustimmen,

wenn man das ihr zugrundeliegende Schiedersche Axiom bejaht, daß der utopische deutsche Sozialismus aus der mit der Flüchtlingssituation verbundenen *Isolation* dieser Denker zu erklären sei. Gilt das aber auch für den französischen und englischen utopischen Sozialismus?

Ebenso anregend wie Schieder ist für den *deutschen* Bereich das umfangreiche Erstlingswerk von *Frolinde Balsler: Sozial-Demokratie 1848/49—1863*⁴. Zwar ist die Verfasserin nicht die erste, die sich die Jugendzeit der deutschen Arbeiterbewegung als Forschungsgegenstand aussucht. Hat sich doch die Polizei einzelner deutscher Bundesstaaten mit wissenschaftlicher Akribie schon in den 50er Jahren der Erforschung der sozialen Revolution gewidmet, und später die Sozialdemokratie selbst. In der Weimarer Zeit erwachte mit dem Interesse an der 48er Revolution auch dasjenige für die Arbeiterbewegung, und so stoßen wir damals auf die ersten erfreulichen Früchte wirklich ernsthaften wissenschaftlichen Bemühens. Aber erst F. Balsler hat nun wirklich aus dem vollen schöpfen wollen und können, indem sie eine beinahe unübersichtliche Menge von *Quellenmaterial* verarbeitet hat. Der Quellenband legt beredtes Zeugnis ab von dem, was an wertvollen Schätzen ans Tageslicht gehoben worden ist. Fruchtbar ist die Verfasserin vor allem auch auf *methodischem* Gebiet. Sie stellt die Geschichte der Arbeiterbewegung in einen weiten sozialgeschichtlichen Rahmen, in dem Gesetzgebung und Rechtssprechung ebenso Platz haben wie die Verwaltungstätigkeit der Polizeibehörden und die gesellschaftlich-wirtschaftlichen Zustände, die soziologische Analyse ebenso wie die biographische Skizze.

Thematisch steht im Mittelpunkt der Darstellung, wie der Untertitel sagt, die *Allgemeine deutsche Arbeiterverbrüderung*, jene aus dem Boden der deutschen Revolution im Sommer 1848 herauswachsende Arbeiterorganisation, die zwar als gesamtdeutsche Bewegung nur ein kurzes Leben fristet, in einzelnen Bundesstaaten wie in Hamburg und Württemberg aber einige Jahre weiterlebt und schließlich, zu Beginn der 60er Jahre, allmählich zu neuem Leben erwacht und somit indirekt die Basis darstellt, auf welcher die spätere deutsche Arbeiterbewegung aufbauen kann. Ihr Leben war bisher nur bruchstückweise bekannt. Nun wird es in seinen vielen Verästelungen vor uns ausgebreitet, im Spiegel der freilich auch nur kurzlebigen Presse, der von der Polizei beschlagnahmten Materialien, vor allem aber der polizeilichen Berichte und der staatlichen Maßnahmen gegen das «Vereinsunwesen». Genau 100 Seiten sind zum Beispiel der «Bekämpfung der Arbeiterorganisationen durch die Regierungen» (meist Partei- und Verbandsverbote in Form von Vereinsgesetzen und Koalitionsverboten) gewidmet. Aber dieser polizeilichen Gründlichkeit verdanken die Nachfahren ein

⁴ FROLINDE BALSER, *Sozial-Demokratie 1848/49—1863*. Die erste deutsche Arbeiterorganisation «Allg. deutsche Arbeiterverbrüderung» nach der Revolution; Industrielle Welt 2, Schriftenreihe des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte, Verlag Ernst Klett, Stuttgart 1962, Textband und Quellenband, zusammen 727 S.

reiches, plastisches, geschichtliches Bild, wie man es für die Schweiz nie wird schaffen können, weil die entsprechenden Quellen fehlen.

Die «Allgemeine Arbeiterverbrüderung» läßt sich mit keiner entsprechenden Arbeiterorganisation anderer europäischer Länder gleichsetzen. Sie weist anfangs parteipolitische und gewerkschaftliche Züge zugleich auf, verlegt aber ihre Tätigkeit nach dem Scheitern der Revolution vorwiegend aufs gewerkschaftliche Gebiet. Programmatisch steht zwar der Begriff *Sozial-Demokratie* im Vordergrund; aber unter Sozialismus verstehen die Arbeiter vor allem *politische Demokratie, Sozialreform* und *Menschheitsverbrüderung*. Die Verfasserin weist schlüssig nach, daß ihr kein Klassenbewußtsein eigen gewesen sei, sondern das Verlangen, den Arbeiter als voll verantwortlichen Bürger in einen erhofften demokratischen Staat einzuordnen. Balsler bemüht sich denn auch mit Recht, die vor allem von der Polizei geschaffene und seither weiterkolportierte Legende der engen Verbindung von Arbeiterverbrüderung und *Kommunistenbund*, also auch mit *Karl Marx*, zu zerstören. Die Art und Weise, wie Marx seine Einstellung zur Revolution, zur Arbeiterpartei und zu der Demokratie von 1848—1851 gewandelt hat, hat die Verfasserin wohl aus einem allzu engen deutschen Blickwinkel gesehen. Sie hätte Marxens «Klassenkämpfe in Frankreich», das heißt die aus den Erfahrungen der Französischen Revolution von 1848 gewonnenen Einsichten heranziehen und vor allem bedenken müssen, wie stark Marxens politische Ansichten von seinen Erkenntnissen über den Verlauf der wirtschaftlichen Konjunktur abhängig sind.

Zum Wertvollsten der Arbeit gehört die *soziologisch-biographische Analyse*, hinter der sich eine Unmenge von mühevoller Kleinarbeit verbirgt, und die uns anschaulich zeigt, wie wenig einheitlich der Typus «Arbeiter» war, der sich damals politisch und gewerkschaftlich betätigt. Noch fehlt die scharfe Trennung zwischen Handwerksgesellen und Fabrikarbeitern. Darum herrscht im Organisatorischen das lokale, nicht das fachlich-gewerbliche Prinzip vor, obschon eine Gewerkschaft wie die der Tabakarbeiter bei der «Verbrüderung» zeitweise stark engagiert ist. In einzelnen Städten beträgt der Organisationsgrad bis zu 5%! Mit den Führern der Bewegung, allen voran mit *Stephan Born*, dem späteren Basler Redaktor und Literaturprofessor, werden wir durch eindrucksvolle Kurzbiographien bekanntgemacht.

In der wichtigen Frage, wieso die zeitweise so blühende Arbeiterbewegung so sang- und klanglos habe untergehen können, kommt die Verfasserin zu dem etwas einseitigen Schluß, sie habe eben nur so lange leben können, als «die Regierungen ihr hierzu den Spielraum gelassen» hätten. Auch wenn sie eindruckliche Beispiele für die harten Verfolgungen bringt und dabei der Schweiz indirekt vorwirft, sie habe 1850 mit ihrer Ausweisungspraxis zum Niedergang das Ihre beigetragen, so läßt sich die Schuld sicher nicht so einseitig auf die Regierungen schieben. Der Vergleich mit der englischen und französischen Arbeiterbewegung hätte eben auf die *Frühzeiten*

der dortigen Organisationsbemühungen ausgedehnt werden müssen. In England waren die Arbeiter zum Beispiel nicht nur *vor* der Lockerung des Koalitionsverbotes von 1825 ebenso harten Verfolgungen ausgesetzt, und ihre Organisationen blieben trotzdem am Leben. Im deutschen Bereich fehlte, um nur *ein* Beispiel zu nennen, die tätige Mithilfe der führenden Schichten. Ein Wichern hat sich der inneren Mission zugewandt, während ein Kingsley und ein Ludlow aktiv politisch kämpften. Es *mangelte* also an *kämpferischem Geist*, an einer demokratischen *Ambiance*. Es fehlten den Deutschen ein paar hundert Männer, die dachten wie Hermann Kurz: «Die Demokratie muß tätig sein. Sie darf nicht glauben, die goldenen Früchte fielen ihr in den Schoß. Sie darf nicht durch müßiges Zusehen die Demokratie verspielen. Vor allem muß sie *organisieren*.» Entscheidend war sicher dabei, daß der reaktionäre Partikularismus schwer auf der *national* konzipierten Verbrüderung lastete. Wenn die Verfasserin eine geradlinige Verbindung zwischen der «Sozial-Demokratie» von 1848 und dem demokratischen Empfinden der späteren deutschen Sozialdemokratie zieht, dann sieht sie die Entwicklung wohl doch etwas zu einseitig und bedenkt zu wenig, wie sehr die Sozialdemokratie gerade in ihrer großen Zeit von 1890 bis 1914 ein Spiegelbild des obrigkeitsstaatlichen zweiten Kaiserreichs war.

Dies zeigt deutlich die Dissertation von Wolfgang Pack, die *Das parlamentarische Ringen um das Sozialistengesetz Bismarcks 1878/1890*⁵ in übersichtlicher Weise behandelt. Dieses Thema ist auch für die Schweizergeschichte von erheblichem Interesse. Bekanntlich ist ja die deutsche Opposition gegen Bismarcks Ausnahmegesetz wesentlich dadurch gestärkt worden, daß der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Singer 1888 die Lockspitzelmethode entlarvte, mit denen Minister von Puttkamer die in die Schweiz emigrierten deutschen Sozialdemokraten ausspionieren ließ. Bismarck hat allerdings diese Methoden nicht aufgegeben, sonst wäre es 1890 nicht zur Wohlgemuthaffäre gekommen. Der Autor beschränkt sich streng auf die im Titel angegebene parlamentarische Diskussion, die aber insofern von allgemein parteigeschichtlichem Interesse ist, als sorgfältig herausgearbeitet wird, wie sich die verschiedenen Parteien zum Sozialismus verhalten haben und welche Rolle das Problem der Sozialdemokratie für die Parteikonstellation überhaupt besessen hat. Aufschlußreich ist in dieser Beziehung vor allem die Haltung der Nationalliberalen, denen der Autor mit Recht vorwirft, 1878 versagt zu haben, indem sie ihre Prinzipien für das Linsengericht ihrer parlamentarischen Machtposition verraten hätten, ohne daß sie dabei ihre Macht dann auch hätten bewahren können. Der Zerfall der bisher stärksten Fraktion ließ nicht auf sich warten. Trotz der formell sicher richtigen Beschränkung des Themas hätte die Frage der

⁵ WOLFGANG PACK, *Das parlamentarische Ringen um das Sozialistengesetz Bismarcks 1878/1890*. Hg. v. d. Kommission für die Geschichte des Parlaments und der politischen Parteien. Droste-Verlag, Düsseldorf 1961, 280 S.

Durchführung des Sozialistengesetzes und der Wirkung auf die Sozialdemokratie, die der Autor mehrere Male streift, etwas eingehender untersucht werden können. Auf alle Fälle klafft hier in der Forschung noch eine Lücke, wie schon G. Ritter in seiner Dissertation über die Arbeiterbewegung im wilhelminischen Deutschland festgestellt hat.

Man wird den Charakter der deutschen Sozialdemokratie besser verstehen, wenn man sie mit der *britischen Arbeiterbewegung* vergleicht. Das zeigt allein schon die Biographie von N. C. Masterman: *John Malcolm Ludlow, The Builder of Christian Socialism*⁶. Ludlow gehört zu jenen Menschen, die, äußerlich gesehen, kein stolzes Lebenswerk hinterlassen, weil sie immer wieder Mißerfolge erleiden, die aber, da sie ihr Leben einer Idee verschrieben haben, doch tiefe Spuren ziehen. Ludlow wird in Paris erzogen und hält zeitlebens die Ideen der Französischen Revolution hoch, verschmilzt sie aber als Dissenter mit christlichem Denken und lehnt darum jede Revolution, überhaupt jede Gewaltanwendung ab. Von Owen, Fourier und Maurice beeinflußt, von dem er sich später freilich entfernt, sieht er den Sozialismus weniger in einem Programm, sondern in Erziehung, in *Umdenken*. Im Mittelpunkt steht sein Bekenntnis zur «Mutual aid and social fraternity». Besonderen Wert legt Masterman darauf, die «Fernwirkungen» Ludlows herauszuarbeiten, so seinen Einfluß auf die englische Gewerkschaftsgesetzgebung von 1875/76, die Befruchtung der deutschen Kathedersozialisten, besonders Brentanos, durch sein Werk über die englische Arbeiterbewegung, schließlich seinen Kampf gegen den imperialistischen Rassendünkel und seine Erkenntnis vom künftigen Aufstand der Kolonialvölker.

Von welch starken Gegensätzen der internationale Sozialismus beherrscht wird, zeigt sich, wenn man neben Ludlow den österreichischen Sozialisten *Otto Bauer* stellt, dem Julius Braunthal als Einleitung zu einer Auswahl aus seinen Schriften ein kurzes Lebensbild widmet⁷. Es ist, wie B. im Vorwort selbst sagt, mehr «eine Studie zu einer Biographie als eine Biographie». Es wird also einer umfassenden Darstellung vorbehalten bleiben, die umstrittene Persönlichkeit Bauers mit all ihren inneren Spannungen zu würdigen. Der Verfasser, der eng mit B. befreundet war, preist diesen als «letzten der Propheten eines sozialistischen Millenniums» und schildert seine geistige Entwicklung vom bürgerlichen Intellektuellen zum sozialistischen Theoretiker und Parteiführer der Zwischenkriegszeit. Bauer ist bekannt als Vater eines illusionistischen Stalinbildes. Es wird von Braunthal nicht bestritten, daß B. in den dreißiger Jahren an eine Demokratisierung des Sowjetregimes glaubte, wie übrigens auch der amerikanische Gesandte Davies und viele andere Nichtsozialisten. Aber ebenso deutlich wird,

⁶ N. C. MASTERMAN, *John Malcolm Ludlow, The Builder of Christian Socialism*. Cambridge, University Press 1963, 299 S.

⁷ OTTO BAUER, *Eine Auswahl aus seinem Lebenswerk*, mit einem Lebensbild Otto Bauers von Julius Braunthal, Wiener Volksbuchhandlung 1961, 338 S.

wie entschieden Bauer den Bolschewismus schon 1917/18 ablehnte, weil er seiner theoretischen Grundkonzeption, die sich dem «Guild-Socialism» näherte, diametral widersprach. Bauer hat zweimal, 1927 und 1933, durch seine Tat bewiesen, daß er die parteipolitische Niederlage dem blutigen Machtkampf vorzog. In diesem Verzichtenkönnen liegt zwar die Niederlage des Austromarxismus begründet, aber ebenso das staatsmännische Verdienst Bauers. Wer auf so engem Raum (235 Seiten) Bauers Tätigkeit als Journalist, Theoretiker, Programmatiker, Historiker, Politiker und Parteiführer im Selbstzeugnis zum Ausdruck bringen will, muß in seiner Auswahl naturnotwendig auf kaum überwindbare Schwierigkeiten stoßen. Vor allem hätte eine solche Ausgabe kommentiert werden müssen.

Eine für die Geschichte des schweizerischen Sozialismus verheißungsvolle Initiative entfaltete der leider inzwischen verstorbene Tessiner *Guido Pedrolì* mit seiner Arbeit *Il socialismo nella Svizzera italiana 1880—1922*⁸. Während bisher fast alle Darstellungen kantonaler Parteien reine Dilettantenarbeiten waren, liegt hier eine wissenschaftlich einwandfreie Darstellung vor, so weit nicht der schweizerische Forschungsrückstand dem Autor Schranken setzt. So hätte man sich ein allgemeines Quellen- und Literaturverzeichnis gewünscht und gerne besser gewußt, aus welchen Werken der Verfasser die Kenntnis über den gesamtschweizerischen Sozialismus bezieht. Die tessinischen Fakten sind nicht nur ausgezeichnet belegt, sondern auch lebendig dargestellt. Da Pedrolì Neuland beschreitet, soll zunächst der Inhalt skizziert werden.

Pedrolì bettet seine Geschichte des tessinischen Sozialismus, die übrigens viel mehr eine umfassende Geschichte der *tessinischen Arbeiterbewegung* ist, in die parteipolitische Entwicklung des 19. Jahrhunderts ein und zeigt, wie der dortige Sozialismus aus den Bestrebungen der sich um *Francesco Chiesa* gruppierenden «Unione radicale sociale» herauswächst und darum zum Teil stark kulturkämpferische Elemente enthält. Indessen ist es gerade das mangelnde Interesse für ökonomische Fragen, welche diese ausschließlich ideologisch orientierte Gruppe trotz ihrem dogmatischen Linksextremismus von einem definitiven Übergang zum Sozialismus abhält. Dieser besitzt außer der genannten weltanschaulichen noch zwei weitere Wurzeln: den marxistisch, zum Teil anarchistisch gefärbten Sozialismus der italienischen Emigranten und den von deutschschweizerischen Eisenbahnangestellten geprägten Grütliverein. Die organisatorischen Vorstudien des 1900 vom späteren Nationalrat Ferri gegründeten *Partito socialista Ticinese* überspringen wir, ebenso die Pressegeschichte. Zwei Jahre später bildet sich in der *Camera del Lavoro* ein selbständiges Gewerkschaftszentrum, womit politische und soziale Bewegung schärfer als bisher getrennt werden.

Pedrolì schildert nun die beiden Zweige der tessinischen Arbeiterbewe-

⁸ GUIDO PEDROLÌ, *Il socialismo nella Svizzera italiana 1880—1922*. Istituto G. Feltrinelli, Studi e ricerche storiche, Milano 1963, 189 S.

gung getrennt, wobei er das gewerkschaftliche Geschehen in den Rahmen der Wirtschaftsentwicklung und der Sozialgesetzgebung hineinstellt. Der Schwerpunkt liegt freilich auf dem *Parteigeschehen*, das in vier Kapitel gegliedert wird (L'azione socialista fra il 1905 e il 1913; crisi nel Partito e crisi nel Paese; la guerra; dal massimalismo bolscevico all'entrata in governo). Pedrolì geht mit viel Sorgfalt den Wechselwirkungen zwischen dem tessinischen und dem schweizerischen einerseits, dem italienischen und dem internationalen Geschehen andererseits nach, wohl wissend, daß der *Zickzackkurs des Tessiner Sozialismus* zum großen Teil eine Resultante der tiefen Spannungen ist, die den italienischen Sozialismus beherrschen. Ein weiteres Moment der Verwicklung liegt in den regionalen Rivalitäten (Locarno-Lugano) und in den rein parteipolitischen Verhältnissen des Kantons mit seinem traditionellen konservativ-radikalen Gegensatz, in dem die Sozialisten als Bundesgenossen von beiden Teilen immer wieder umworben werden. So verlieren sie den Zusammenhang mit dem bestehenden Staat nicht, und zwar auch dann nicht, als Motta 1911 die beiden ehemals feindseligen Hauptparteien auf eine Bürgerblockpolitik verpflichtet hat. Denn der antikirchliche Linksradikalismus von *Emilio Bossi* (Milesbo) und *F. Chiesa* wird immer wieder ins Bündnis mit dem Sozialismus getrieben.

Damit sind einige der wichtigsten Gründe genannt, wieso die inneren Parteigegensätze im tessinischen Sozialismus nicht abbrechen. Unter dem Einfluß des Anarchismus trennt sich zum Beispiel die Tessiner Partei nach 1906 eine Zeitlang von der Schweizer Mutterpartei. Nach dem großen Maurerstreik von Lugano (1909) distanziert sie sich umgekehrt ganz energisch vom linksextremen Tessiner Flügel des italienischen Sozialismus (P. S. I.). Schließlich bricht die Partei 1913 ganz auseinander, weil ihr Gründer Ferri das Bündnis mit den Linksradikalen verpönt. Sein Gegner *Canevascini*, Vertreter der Region Locarno und Bellinzona, gründet den antiklerikalen *Libera Stampa*, an dem Bossi mitarbeitet, und der während des Weltkriegs einen italienfreundlichen Kurs steuert. Differenzen in der Beurteilung des Faschismus führen wiederum zum Bruch zwischen Canevascini und Bossi. Während des Landesstreiks bleibt das Tessin ruhig, vor allem deshalb, weil die Tessiner Arbeiter im Luganeser Generalstreik im Juli 1918 einen Erfolg errungen hatten. 1920 steht jedoch die übergroße Mehrheit des sozialistischen Parteivolkes auf der Seite der Dritten Internationalen. Mit der Wahl Canevascinis zum Regierungsrat (1922) gerät der Tessiner Sozialismus jedoch wieder in ein versöhnliches Fahrwasser. Das radikal-sozialistische Bündnis spielt wieder.

Pedrolì zeichnet diese meist affektgeladenen Schwenkungen mit einer für die Tessiner Historie bemerkenswerten Objektivität und Distanz nach. Mag sein, daß er als geborener Auslandtessiner sich leichter von der leidenschaftlichen Parteinahme freihalten kann. Umgekehrt fehlt ihm vielleicht der Einblick in die mehr rivalitätsbedingten persönlichen Gegensätze, welche die Tessiner Politik bestimmen. Die Parteiführer erscheinen bei ihm

wie Figuren auf einem Schachbrett. Es wäre von Interesse, zu vernehmen, wie der heute noch lebende Canevascini, mit dem Pedroli offensichtlich nicht gesprochen hat, über dessen Untersuchung urteilt. Sei dem, wie ihm wolle: wir möchten zum Schluß nur wünschen, daß entsprechende wissenschaftliche Untersuchungen auch in andern Kantonen unternommen werden.

Von besonderem Reiz ist die Lebensgeschichte des sozialdemokratischen Bieler Stadtpräsidenten *Guido Müller*, betitelt *Aus meinem Leben und dem einer Stadt*⁹. Obschon der inzwischen verstorbene Müller nicht als Historiker auftreten, sondern ganz einfach für seine Kinder die ihm im Rückblick entscheidend scheinenden Episoden und Erlebnisse seines Lebens erzählen will, enthalten diese Memoiren doch manchen wichtigen Hinweis auf die Geschichte der Arbeiterbewegung. Ich denke besonders an die Schilderung seiner harten Jugendzeit, an seinen Aufstieg vom Stationsgehilfen zum Lehrer und Kommunalpolitiker und vor allem an den einzigartigen Einblick ins Innere einer Partei, insbesondere der Nationalratsfraktion, den er uns im Kapitel «Drangsale eines sozialdemokratischen Nationalrates» vermittelt. Obschon Müller dabei alte Animositäten nicht ganz zum Schweigen bringt, können seine Erinnerungen doch als wertvolle Quelle dienen.

Zum Schluß unseres Überblicks über arbeitergeschichtliche Werke sei noch auf das Werk von *Maurice Bouvier-Ajam* und *Gilbert Mury: Les classes sociales en France* verwiesen¹⁰. Der uns vorliegende erste Band wird durch eine Theorie der Klassen eingeleitet, in welcher die Autoren die Entwicklung der Klassentheorie seit Marx kritisch durchgehen, um schließlich den heute in Sowjetrußland für die Analyse des westlichen Kapitalismus gebräuchlichen Klassenbegriff als den ihren zu bezeichnen. Die Geschichte der französischen Gesellschaft von den vorrömischen, gallischen Verhältnissen bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts folgt denn auch dem üblichen Schema von der Sklavenhaltergesellschaft über den Feudalismus zum gemischt feudal-bürgerlichen Kapitalismus der Neuzeit. Eine kritische Rezension müßte sich vor allem mit der marxistischen Klassentheorie auseinandersetzen und würde den Rahmen dieser historischen Zeitschrift sprengen.

* * *

Im Anhang soll noch auf drei Werke hingewiesen werden, die sich der *Parteiforschung* im engeren Sinne widmen. Das bedeutendste dieser drei ist ohne Zweifel *Thomas Nipperdeys* Untersuchung *Die Organisation der deutschen Parteien vor 1918*¹¹. Nipperdey widmet sich, wie der Schreiber, der

⁹ GUIDO MÜLLER, *Aus meinem Leben*. Francke-Verlag, Bern 1963, 141 S.

¹⁰ MAURICE BOUVIER-AJAM u. GILBERT MURY, *Les classes sociales en France*. Editions sociales, Paris 1963, 366 S.

¹¹ THOMAS NIPPERDEY, *Die Organisation der deutschen Parteien vor 1918*. (Bd. 18 der Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien.) Droste-Verlag, Düsseldorf 1961, 454 S.

Erforschung des *Verhältnisses von Interessenverbänden und Parteien* und legt hier in Form einer Habilitationsschrift die ersten gewichtigen Resultate seiner Untersuchungen vor. Der Verfasser wendet sich dem in der Schweiz wie in Deutschland gleich vernachlässigten Forschungsgebiet der *Willens- und Machtbildung* innerhalb der Parteien zu, auf dem bisher höchstens für die sozialdemokratischen Parteien Untersuchungen gemacht worden sind. Es sind die von *Duverger* entwickelten Fragestellungen, von denen der Autor ausgeht, allen voran das Problem der *Organisationsformen* (Verhältnis der Basisglieder untereinander und zur Spitze, Stufenfolge der Parteibehörden, Kompetenzverteilung zwischen ihnen, Wahl und Auslese der Führer, Funktion der Parteien bei den Wahlen etc.). Obschon auch in Deutschland die Parteiarchive nicht reichhaltig sind, so reicht doch das gefundene Material (Statuten, Protokolle von Parteibehörden und vor allem die Presseberichterstattung, Memoiren, Briefe) gut aus, um uns ein sehr eindrückliches Bild vom inneren Leben der deutschen Parteien zu vermitteln.

Nipperdey geht nicht von vorgefaßten Meinungen aus, sondern bemüht sich, an konkreten Fällen zu zeigen, inwiefern die bisherigen Thesen oder gar Dicta (zum Beispiel die Oligarchiethese von Michels) Berechtigung besitzen. Er gliedert sein Material nach fünf Parteigruppen, den Nationalliberalen, den Linksliberalen, den Konservativen, dem Zentrum und den Sozialdemokraten. Angesichts des «ungeheuer reichhaltigen Materials» und der bestehenden Darstellungen beschränkt der Verfasser sich bei der letzten auf eine «Zwischensynthese». Das Schwergewicht seiner Untersuchung liegt bei den beiden *liberalen Parteien*, wo die Organisationsfrage auch für den Schweizer Leser am interessantesten ist, weil hier die für unsere Parteien typischen Erscheinungen zu entsprechenden Analysen einladen und darum auch Vergleiche möglich machen. Die Frühformen der deutschen Parteien sind allerdings ganz anderer Art als bei uns, da diese sich ja nicht in demselben Maße am aktiven politischen Leben mit Wahlen und Abstimmungskämpfen heranbilden können. So besitzt der 1859 gegründete Nationalverein, obschon er bereits die Struktur einer Mitgliederpartei aufweist, durchaus nicht die Funktion einer Partei, sondern mehr einer ideen- und gefühlsmäßigen Bewegung, die auf die nationale Einigung hinarbeitet.

Im Bereich der liberalen Parteien gleichen die *historischen Entwicklungsstufen* in der Organisation weitgehend den etwa bei uns in städtischen Verhältnissen (zum Beispiel Basel) entwickelten Formen. Lange fehlt die feste, dauernde Parteiorganisation, weil zum Beispiel die Kandidatenaufstellung bei Wahlen nicht parteigebunden ist. Die vorhandenen parteiähnlichen Gebilde greifen über die bestehenden Fraktionen hinaus. Aus der von Honoratioren geleiteten Komiteepartei wächst die demokratisch organisierte Partei mit Wählerversammlungen heraus, die freilich bald ihren offenen demokratischen Charakter verlieren, da die Liberalen infolge der Anwesenheit störender sozialdemokratischer «Zaungäste» zu geschlossenen Versammlungen übergehen. Und nun folgt, etwas früher als in der Schweiz,

der Aufbau eines Parteiapparates mit Parteitag, Zentralvorstand, Fraktion, das Ringen um die Verteilung der Kompetenzen usw.

Den liberalen Parteien gegenüber sind die Konservativen und das Zentrum einander insofern nahe verwandt, als sie ohne direkte Massenorganisation auskommen können. Die *Konservativen* stützen sich auf die Autorität des Adels, den staatlichen Apparat und die agrarischen Verbände (Bund der Landwirte mit 200 000—300 000 Mitgliedern). In städtischen Gebieten üben Bürgervereine und Mittelstandsorganisationen eine ähnliche Funktion aus. Das *Zentrum* kann sich auf die Autorität des Klerus und die weit verästelten *kirchlichen Vereine* stützen, ähnlich wie die Konservativen in der Schweiz sich in den meisten Kantonen auf den Volksverein verlassen können. Die Katholikentage übernehmen die Aufgabe von Parteitagen. Die eigentliche Parteiorganisation dient vorwiegend der Aufstellung der Kandidaten und — an der Spitze — der Ausgleichung divergierender Interessen. Ähnlich wie in der Schweiz tendiert das Zentrum durch geeignete Repräsentation aller Volksschichten und Berufskreise nach einer *ständischen Vertretung*. Anders als bei uns, wo in verschiedenen Kantonen recht frühzeitig christlichsoziale Parteien entstehen (in Zürich 1905), ist aber die Arbeiterschaft in den Parteibehörden des Zentrums vor 1918 nie richtig vertreten. Die erwähnten Beispiele beweisen zur Genüge, wie fruchtbar die von Nipperdey angewandte Methode ist und laden zu deren Anwendung für schweizerische Verhältnisse ein.

Als ideengeschichtliches Gegenstück zur organisationsgeschichtlichen Methode Nipperdeys sei im folgenden die unter der Leitung von Prof. Fränkel, Berlin, entstandene Dissertation von *Reinhard J. Lamer: Der englische Parlamentarismus in der deutschen politischen Theorie im Zeitalter Bismarcks (1857—1890)* angezeigt¹². Lamer stellt die während der Bismarckzeit in Deutschland herrschenden Vorstellungen vom englischen Regierungssystem dar und sucht nach ihren Quellen im Verfassungsrecht und in der Verfassungstheorie Englands. Der Verfasser weist zunächst nach, wie sich nach dem Fiasko der zweiten französischen Republik das Interesse der Deutschen dem englischen Regierungssystem mit der für Großbritannien typischen Form der parlamentarischen Willensbildung zuwendet. Lamer stützt sich dabei vor allem auf Verfassungstheoretiker wie Gneist, Treitschke, Mohl, Bluntschli, Stahl, Frantz, Jellineck, Dellbrück. Daneben analysiert er Bismarcks Englandbild und durchpirscht die repräsentativen Zeitschriften und Lexika, so daß sich ein recht vollständiges und vielseitiges Bild von der Gestalt und dem inneren Leben des englischen Parlaments ergibt. Bismarck bewundert am englischen Parlamentarismus vor allem die soziale Einheitlichkeit der führenden Schicht und das Staatsgefühl, welches jeden partikularistischen Parteigeist eindämme. In einem

¹² REINHARD J. LAMER, *Der englische Parlamentarismus in der deutschen politischen Theorie im Zeitalter Bismarcks (1857—1890)*. (Historische Studien, Heft 387.) Matthiesen-Verlag, Lübeck u. Hamburg, 1963, 130 S.

aufschlußreichen Schlußkapitel übt der Verfasser geschickt Kritik an den oft recht eigenwilligen und an der englischen Realität vorbeisiehenden Analysen der deutschen Betrachter.

Im Gebiet der *politischen Soziologie* führt die bereits 1932—1934 durchgeführte, aber aus politischen Gründen erst jetzt veröffentlichte Untersuchung des in den USA wirkenden *Rudolf Heberle: Landbevölkerung und Nationalsozialismus*¹³. Obschon die Methoden der Wahlsoziologie, die Heberle 1932 anwendet, seither verfeinert worden sind, ist doch seine Studie auch heute noch sowohl methodisch wie materiell gleich instruktiv. *Methodisch* beruht Heberles Arbeit auf einer Kombination amerikanischer Wahlanalysen und Wählerbefragungen und der geographisch-historisch-ökonomischen Synthese *André Siegfrieds*. Der Verfasser kann zwar noch nicht mit Befragern und Fragebogen aufrücken. Aber wir stimmen seiner Bemerkung mit voller Überzeugung zu, daß «die gründliche und umfassende Kenntnis von Land und Leuten und der persönliche Kontakt des Forschers mit den Menschen» wichtiger ist als «die technische Vervollkommnung der Interviews». H. legt darum großen Wert auf das persönliche Gespräch. Mit Recht stellt er denn auch einen Überblick über die soziale und wirtschaftliche Struktur sowie die politischen Verhältnisse Schleswigs in den Mittelpunkt seiner Untersuchung. Ohne Kenntnis der politischen Vergangenheit und der politischen Psychologie der Befragten wird auch die Soziologie nicht auskommen. Nur aus solcher Einfühlung und solidem, historischem Wissen kann man die *Wandlungen der politischen Willensbildung* aus den sozialen Voraussetzungen ableiten.

Thematisch war dieses Forschungsvorgehen gegeben durch die auffallende *parteiliche Entwicklung Schleswig-Holsteins* zwischen 1912 und 1932, die sich in der Ablösung einer freisinnig-sozialdemokratischen Mehrheit bis 1912, respektive 1918 durch eine konservativ-deutschnationale (1921—1928) und schließlich durch eine nationalsozialistische (1930—1932) manifestiert. Die aus den regionalen Analysen sich ergebenden Synthesen über den Zusammenhang von sozialer Struktur und politischer Entscheidung in den Wahlen werden durch eine *statistische Kausalforschung* weiter geklärt. Heberle wählt hier ein indirektes Verfahren, indem er Korrelationen zwischen Typen sozialer Struktur — er bildet sie auf Grund der Berufs- und Betriebsstatistik — und politischer Willensbildung bei den Wahlen aufstellt. Das Resultat läßt sich in Kürze folgendermaßen zusammenfassen: Für den dammbruchartigen Sieg des Nationalsozialismus in ein vor dem Weltkrieg traditionell freisinnig-sozialdemokratisches Gebiet stellt die *Agrarkrise* eine wesentliche Voraussetzung dar, besonders in Gebieten mit starker Monokultur und mit großen, kriegsbedingten sozialen Umschichtungen. Auf Grund solcher Erkenntnisse stellt Heberle nun abschließend

¹³ RUDOLF HEBERLE, *Landbevölkerung und Nationalsozialismus. Eine soziologische Untersuchung der politischen Willensbildung in Schleswig-Holstein 1918—1932*. (Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Nr. 6.) Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1963, 171 S.

dar, wie sich — ideell, programmatisch und organisatorisch — die *Parteien* in Schleswig-Holstein zwischen 1918 und 1932 entwickelt haben. Wenn auch die Schweiz mit ihren stabilen parteipolitischen Verhältnissen im allgemeinen ein weniger fruchtbares Anwendungsgebiet für wahlsoziologische Untersuchungen darstellt, so ließen sich diese doch sicher ebenso fruchtbar dort anwenden, wo man das Entstehen neuer Parteien, gerade der Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei, untersuchen will.

SCHWEIZERGESCHICHTE HISTOIRE SUISSE

HANNO HELBLING, *Histoire suisse*. Traduit de l'allemand par André Hurst. Genève, Droz, 1963. In-8°, 112 p., ill. (Travaux d'histoire éthico-politique, 3.)

L'*Histoire Suisse* de M. Hanno Helbling se présente sous la forme d'un exposé compact de 108 pages, sans notes ni références bibliographiques, répartissant sa matière en cinq chapitres dans les proportions suivantes:

- Chapitre I^{er}: Préhistoire. Les Celtes, L'époque romaine (14 pages).
- Chapitre II: Débuts du christianisme. L'Etat féodal (19 pages).
- Chapitre III: Les dynastes. Lutte pour la franchise impériale. Les huit cantons. La guerre de Zurich. La guerre de Bourgogne. Villes et campagnes. Séparation de l'Empire (23 pages).
- Chapitre IV: La guerre de Milan. La Réforme. La Contre-Réforme. L'Ancien régime (32 pages).
- Chapitre V: La Révolution. La République helvétique. La Médiation. La Restauration. La Régénération. Les débuts de l'Etat fédératif. La revision de la constitution. Les guerres mondiales. Dans l'Europe sauvée (32 pages).

On peut se demander si, disposant de si peu de place, l'auteur a pu faire autre chose qu'un résumé des faits et de leur évolution ou, au contraire, s'il a voulu s'en tenir à des idées générales. En réalité, c'est bien une extrême condensation qu'il nous donne, bien qu'en même temps il place dans son récit des essais de synthèse dans le temps et le moment. Bien informé tant des événements que de la culture, mais dans l'obligation de dire beaucoup de choses en peu de mots, il ne peut éviter des simplifications qui ne correspondent pas toujours aux réalités positives, et des raccourcis parfois déformants.

Quant aux idées directrices de son *Histoire Suisse*, il s'agit pour lui de la considérer sous «le jour de la participation». Nous ne pourrions à cette place que nous borner à quelques exemples, qui inviteront à en découvrir d'autres.

La préhistoire nous mène avec Rome à la stabilisation des peuplades. Avec Charlemagne, ce complexe germanique tend vers l'unité. Mais de